

Verlag Bibliothek der Provinz

Helmut Rizy
DAS MESSER

Erzählungen 1959–1999

Helmut Rizy
DAS MESSER

Erzählungen 1959 – 1999

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-656-2

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA, 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at



INHALT

| | |
|--|-----|
| Vorbemerkung | 7 |
| Wege ohne Ziel | 11 |
| Die Falter | 16 |
| Räder drehen im Sand | 20 |
| Das Messer | 24 |
| Der Sturz | 32 |
| Der Abschied | 35 |
| Weiter | 38 |
| Heimkehr | 43 |
| Mit Schlagobers | 49 |
| Totnschaun | 55 |
| Der Fremdarbeiter | 61 |
| Der lautlose Stollen | 77 |
| Der Judenfreund | 90 |
| Mèze | 112 |
| Bewegung | 125 |
| Die Frage | 140 |
| Die Entsprechung | 156 |
| | |
| Nachweis der in diesem Band gesammelten Erzählungen | 170 |
| | |
| Biographische Notiz | 171 |

VORBEMERKUNG

Die ersten meiner Erzählungen entstanden bereits während der Gymnasialzeit. 1959, als ich ›Wege ohne Ziel‹ schrieb, besuchte ich gerade die 6. Klasse. Angeregt dazu wurde ich gewiss durch die Lektüre jener Jahre; es war die Frühzeit des modernen Taschenbuchs. Schreiben war für mich damals Freizeitvergnügen und ich suchte dafür keine Öffentlichkeit. Eine Sammlung von Erzählungen widmete ich 1962 einer guten Freundin – und sie diente dann auch als Nachweis dafür, dass ich durchaus gerade Sätze zustande brächte, als ich mich um einen Ferialjob in der Redaktion der ›Oberösterreichischen Nachrichten‹ bewarb.

Aus dem Ferialjob wurde rasch mein Beruf, den ich in den darauffolgenden Jahren bei der Zeitung ›Neues Österreich‹ ausübte. In deren Wochenendbeilage wurden auch Erzählungen abgedruckt. So nahm ich eines Tages all meinen Mut zusammen und bot Otto Basil, dem Leiter des Kulturressorts, einen meiner Texte an. Dieser, es war ›Räder drehen im Sand‹, erschien schon kurze Zeit später. Es war meine erste Veröffentlichung. Dabei blieb es vorerst, obwohl ich weiter Erzählungen schrieb, vor allem auch in den Jahren, die ich dann in einem israelischen Kibbuz verbrachte. Allein vom Oktober 1965 bis zum Jänner 1967 entstanden dort sechzehn Erzählungen, die ich unter dem Titel ›Erweiterungen‹ zusammenfasste.

Ein Exemplar dieser Sammlung ließ ich dem Maler und Schriftsteller Carry Hauser zukommen, seit vielen Jahren ein väterlicher Freund, der mich immer in meiner schriftstellerischen Tätigkeit bestärkt hatte. Er schrieb damals zurück: »Dort, wo es Dir gelang (wirklich gelang), zwischen der autobiographischen Aussage

(der naturalistischen Wirklichkeit des ICH) und der fast zu lyrischen Interpretation diesen wünschenswerten Schwebezustand zu finden (wie etwa in ›die lösung‹ oder ›das messer‹) bin ich stark beeindruckt.«

Aus dieser positiven Reaktion mag sich wohl der Gedanke an eine Veröffentlichung in Buchform gefestigt haben. Als ich jedoch 1968 endgültig nach Österreich zurückkehrte, fand ich neben der Rückkehr in den journalistischen Alltag, politischem Engagement und zuletzt auch noch der unvermeidlichen Ableistung des Wehrdienstes nicht die Zeit, mich darum zu kümmern. So blieben die Mappen mit Erzählungen, die ich mitgebracht hatte, ungeöffnet. Sie begleiteten mich jedoch durch mehrere Wohnungswechsel, um schließlich zusammen mit den früheren Texten in der sprichwörtlichen Tischlade die Zeiten zu überdauern.

Die Erzählung war in all diesen Jahren die einzige literarische Form, der ich mich widmete. Erst in den späten 70er Jahren begann ich, an einem Roman zu arbeiten. Ein Abschnitt daraus erschien 1982 in einer Anthologie des Fischer-Verlags, der Roman selbst teilte das Schicksal der Erzählungen, denn da schrieb ich schon am nächsten: ›Hasenjagd im Mühlviertel‹.

In der ›Volksstimme‹, in der ich ab 1970 als Redakteur im Auslandsressort arbeitete, bot ich nach einigen Jahren dem für die Wochenendbeilage verantwortlichen Kollegen die Erzählung ›Mit Schlagobers‹ an. Sie erschien, um keine Verwirrung zu stiften, unter meinem Pseudonym Rupert Rabe. Später, als ich selbst über mehrere Jahre die Beilagenredaktion leitete, wäre ich jedoch keinesfalls auf die Idee gekommen, hier noch weitere Erzählungen unterzubringen.

Ab 1992, mit dem Ende meiner Tätigkeit bei der Zeitung, widmete ich mich dann ganz der schriftstelle-

rischen Arbeit. Mit der Erzählung ›Der lautlose Stollen‹ beteiligte ich mich 1993 am Max-von-der-Grün-Wettbewerb für Literatur der Arbeitswelt und erhielt für sie den 1. Preis. Danach wandte ich mich dem Schreiben von Romanen zu, und Erzählungen entstanden in erster Linie nur noch zwischen der Fertigstellung des einen und dem Beginn des nächsten; abgesehen von denen, die ich für die themenbezogenen Lesungen beim ›Linken Wort am Volksstimmefest‹ verfasste, das ich in den Jahren 1998 bis 2003 betreute, sowie als Herausgeber der damit verbundenen Anthologien fungierte.

Die Erzählung blieb immer die Basis meiner schriftstellerischen Tätigkeit, selbst wenn ich gelegentlich die Prosa verließ. Auch zwei der bisher erschienenen Romane fußen auf zuvor verfassten Erzählungen. Über mehr als ein halbes Jahrhundert erstreckt sich dieses Schaffen, das nun ausgewählt in zwei Bänden vorgelegt wird.

Helmut Rizy
Februar 2018

WEGE OHNE ZIEL

Nichts. – Allein in diesem Nichts steht eine Mauer, eine Mauer aus Schüttnbeton, roh, grau, hässlich, ein Inbegriff des Toten; eine Mauer, wie man sie bei manchem Neubau findet. Und doch ist etwas anders: Die Ausmaße dieser Mauer sind absonderlich. Denn diese Mauer hat keine Dicke, oder vielmehr eine minimale Dicke. Auch kann ich keine Höhe erkennen; nicht, dass die Mauer keine Höhe hätte, es ist mehr als Höhe, denn ich finde, dass die Mauer kein Ende hat. Einzig die Länge der Mauer ist ersichtlich, doch kann ich nicht sagen, wie lang sie wirklich ist. Ist sie hundert Meter, einen Meter oder tausend Meter lang, ich weiß es nicht. Vereinzelt ist die Mauer von Löchern durchbrochen, rechteckige Löcher, die man unter anderen Umständen zweifellos als Fensterhöhlen bezeichnen würde. Doch so scheinen sie wie die Rachen eines Tieres, alles verschlingen wollend; wenn man jedoch durchblickt, sieht man nichts. Wenn ich vorher sagte, dass die Mauer allein im Nichts stehe, so habe ich mich getäuscht, denn in einem dieser Löcher sehe ich etwas hängen, etwas Lebendes, einen Menschen, dessen Gesichtszüge ich kenne, denn dieser Mensch bin ich. Ich hänge hier in diesem Loch, klammere mich mit beiden Händen fest. Ich hänge schon lange hier und die Arme schmerzen, die Mauer schneidet in die Hände. Doch bin ich nicht allein, denn unter mir läuft jemand immerzu. Und doch bin ich allein, denn wem nützt es, dass ich hier hänge. Er würde ebenso laufen, wenn ich nicht hier hinge und ich würde genauso hängen, wenn er nicht liefe. Auch er scheint schon lang hier zu sein, er sieht erschöpft aus, doch läuft er immer weiter. Ich

kann nicht sehen, worauf er läuft; er läuft im Nichts – und immer um die Mauer. Auch sein Gesicht kenne ich, glaube es vielmehr zu kennen; bin es doch ich. Wer bin ich nun? Bin ich es, der hier hängt oder der dort läuft? Bin ich es, der hier läuft oder der dort hängt? Bin ich vielleicht keiner von beiden? Bin ich beide? Doch ich verstehe den anderen nicht. Hänge ich schon so lange hier, dass ich mich selbst nicht mehr verstehen könnte? Oder versteht man sich von Anfang an nicht? Weiß der andere, ob er ich ist? Ich kann ihn nicht fragen. Er kann mich nicht verstehen. So weiß ich nichts. Ich kann nichts anderes als hängen; habe nie etwas anderes getan als hängen. Hat es einen Sinn, weiter hier zu hängen? Ist es nicht besser, diesem Zustand ein Ende zu setzen? Wenn ich wüsste, dass es jemandem nützt, wenn ich hier hänge, wäre meine Lage anders. Aber ich weiß es nicht. Ich kann und will nicht länger hier hängen. Lieber im Nichts zerschellen, als weiter hier auf ein Ende warten, das nie kommt. So löse ich die Finger – doch es gelingt nicht, ich komme nicht los, die Wand haftet in meinen Händen. Will ich vielleicht gar nicht loskommen? Hoffe ich, dass ich doch für jemanden hier hängen könnte. Fürchte ich, dass ich einen Zweck gehabt und ihn dann nicht erfüllt hätte. So hänge ich weiter hier, hänge.

Nichts kann mich am Laufen hindern. Ich laufe immer um die Mauer. Ich muss hier laufen, muss ein Ziel erreichen. Und wenn ich stolpere und hin falle, dann stehe ich auf und laufe weiter. Ich finde in meiner Tasche eine Zigarette, im Laufen zünde ich sie an, im Laufen mache ich einige Züge, werfe sie weg und laufe. Ich laufe und finde nie, was ich suche. Ich werde es auch nie finden, das weiß ich. Doch da ist etwas, das einen immer wieder treibt, ein Unsicherheitsfaktor. Was wäre, wenn man

aufgeben wollte und man würde doch einmal ein Ziel erreichen? So laufe ich hier ohne Hoffnung und doch mit dem Willen zu hoffen.

Währenddessen versuche ich immer noch, die Hände von der Mauer zu lösen. Es gelingt mir nicht. So kommt mir der Gedanke: Wenn ich nicht nach unten kann, könnte ich vielleicht nach oben. Auch ein Fisch, der einmal im Netz hängt, kann nie heraus, aber er kann sich weiter im Netz verstricken. Daran denke ich jedoch nicht. Ich denke, dass die Lage schon verändert wäre, wenn ich mich in das Loch in der Mauer stellen könnte. So ziehe ich mich mit aller Kraft hinauf und stelle mich hinein. Doch bringt dies keinerlei Erleichterung. Ob man oben oder unten ist, man hängt. Und die Hoffnung, die Situation könnte geändert werden, ist mir nun auch noch genommen. So kommt mir die Idee, jetzt zu springen; nichts könnte mich mehr halten. Ich schließe die Augen und springe – und falle, falle immer weiter. Beglückt öffne ich die Augen, um auch zu sehen, wie ich falle, wie ich dem Hängen entronnen bin, und sehe, dass ich nach wie vor an dieser Mauer in dieser Fensterhöhle hänge. Bin ich überhaupt einmal in diesem Loch gestanden? Bildet man sich nur manchmal ein, oben gewesen zu sein? War das Gefühl zu fallen nur da, um mir zu zeigen, wie es wäre, wenn...

So hänge ich weiter, laufe immerzu um die Mauer. Plötzlich stellt sich mir ein Polizist in den Weg – ich weiß nicht, von wo er kam – und er verbietet mir, hier zu laufen. Ich muss jedoch hier laufen, und als er mich daran zu hindern versucht, schieße ich ihn nieder und laufe weiter, immer um die Mauer, und jedesmal, wenn ich um die Mauer biege, denke ich an ein Ziel, das ich niemals sehe. Indessen merke ich, dass ich, sooft ich die

Augen schließe, zu fallen glaube, um jedesmal, wenn ich sie wieder öffne, zu sehen, dass ich noch immer hänge. Unter mir laufe ich noch immer. Vielleicht laufe ich auch über mir, mir fehlt jede Orientierungsmöglichkeit.

Jetzt rückt Militär an. Ob es mich auch daran hindern will zu laufen? Der Polizist war verschwunden, nachdem ich auf ihn geschossen hatte. Eine Garbe aus Maschinenpistolen wird auf mich abgefeuert, doch kann mich das nicht daran hindern weiterzulaufen. Aus welchem Land die Soldaten wohl stammen, frage ich mich, sie tragen keine Uniformen. Wie komme ich darauf, dass es Militär ist? Ich weiß es nicht. Doch es ist Militär. Im übrigen ist dies belanglos. Belanglos ist auch, dass sie noch einige Male auf mich schießen, dann sind auch sie verschwunden. Und ich laufe weiter. Ich muss mein Ziel erreichen.

Immer wieder schließe ich die Augen und glaube zu fallen. Jedesmal glaube ich, nun ganz sicher zu fallen und öffne erwartungsvoll die Augen – und muss sehen, dass ich hänge. Das Gefühl, nicht zu wissen, ob man hängt oder fällt, ist unerträglich; man muss immer wieder die Augen öffnen. Man kann sich nicht vormachen, man falle, denn im gleichen Augenblick will man wissen, ob dies nicht doch wahr ist. Und immerfort laufe ich, bis ich plötzlich vor mir eine Wand sehe. Das ist das Ziel. Ich eile darauf zu, erschöpft, doch froh, am Ziel zu sein. Auf der anderen Seite geht es allerdings weiter. Die Wand ist nicht das Ziel, sondern ein Hindernis. So hänge ich immer noch an der Mauer, laufe immer noch weiter – ausweglos, und kein Ende ist abzusehen.

Und in jeder Fensterhöhle hängt jemand und überall läuft jemand um die Mauer. Ich sehe sie. Ich sehe, dass

es ich bin. Doch ich verstehe sie nicht und sie verstehen mich nicht. So hängt ein jeder allein und läuft ein jeder allein, obwohl ein jeder von ihnen ich bin.

*

Lange Zeit hing ich und lange Zeit lief ich, und währenddessen ging mir vieles durch den Kopf. Bis ich erkannte, dass mein Hängen niemandem nützen würde, ich niemandem nützen würde. Als ich dies erkannte, kam mir die Idee, wie ich mein Hängen beenden könnte. Ich müsste alles, das mich an der Mauer festhielt, an ihr zurücklassen. Dies tat ich auch. Es blieb hängen, eine Zeitlang; es war die Erinnerung an mich. Doch da sie nichts mehr hielt, fiel auch sie bald ab, und nichts deutete mehr darauf hin, dass ich jemals hier gehangen war. Als ich mich nicht mehr hängen sah, hörte ich auch auf zu laufen. Nun war ich davon überzeugt, nie ein Ziel zu finden. So stand ich dann da, als wieder Soldaten kamen. Als sie diesmal schossen, brach ich zusammen. Viele liefen nach mir und viele hingen nach mir, aber keiner wusste von mir.

DIE FALTER

Ich sehe eine Straße. Es könnte die Straße einer beliebigen Großstadt sein; auf beiden Seiten gesäumt von eintönigen Hochhausbauten. Ich weiß nicht, wo diese Straße sein könnte. An den kahlen Hausmauern befinden sich geschmacklose, kitschige Sgraffitti. Doch auch sie geben keinen Aufschluss über den Ort, an dem diese Straße liegen könnte. Denn die Neigung, den Kitsch in das tägliche Leben einzubeziehen, kann man überall antreffen. Soweit ich dies beurteilen kann, ist auch die Örtlichkeit ohne Belang.

Eine Sonne scheint auf die Straße. Ich weiß nicht, ob es eine milde Frühlingssonne oder eine sengende Sommersonne ist. Ich kann mir darüber nicht klar werden, denn in dem Moment, in dem ich mit Sicherheit an einen Frühlingstag glaube, fühle ich beinahe den Asphalt unter einer brennenden Sonne schmelzen, und wenn ich dann von der Gluthitze eines Sommertages überzeugt bin, glaube ich einen zarten Wind durch die Gipfel grünender Bäume – die ich nur in meiner Phantasie in diese Straße verpflanzt habe – wehen zu spüren. Sei es ein Tag, wie ihn jeder einzelne empfindet.

Anscheinend sind die Häuser dazu da, bewohnt zu werden. Die Frage, ob Häuser tatsächlich dazu da sind, um bewohnt zu werden, ist nicht so absurd, wie sie klingt. Könnte man nicht glauben, Häuser sind dazu da, gebaut zu werden? Doch diese Häuser scheinen sogar die Fähigkeit zu besitzen, Menschen zu beherbergen. Ob sie es ihnen jedoch auch behaglich zu machen vermögen? Dass Menschen vorhanden sind, kann man aus der akustischen Geschwängertheit der Luft schließen. Manche bezeichnen dies als Musik; es ist die Geräusch-

kulisse eines Cafés. Ein Tonband ohne Ende, das dann anfängt, wenn man hofft, es habe aufgehört. Der Besitzer ist so freundlich, die ganze Straße daran teilhaben zu lassen, indem er der Lautstärke keinerlei Zwang auferlegt. Den beiden Männern, die gegenüber im grünen Haus mit dem undefinierbaren roten Etwas an der Hauswand wohnen, ist sie bis jetzt noch nicht lästig gefallen, denn sie schlafen beide noch. Der jungen Frau, die im Stockwerk unter ihnen wohnt, ist sie gleichgültig, sie fühlt sich weder belästigt, noch ist sie erfreut, trägt sie doch in keiner Weise zur Förderung ihrer Schönheit bei. Die Tochter des Ehepaares, das im selben Stockwerk wohnt, ist jedoch begeistert.

Plötzlich kommen in die Straße riesige Falter geflattert, schillernd in allen möglichen Farben. Die Menschen eilen auf die Straße, um sie zu bewundern, sie zu betasten, mit ihnen zu spielen. Doch diese Falter sind nicht so harmlos, wie sie scheinen. Sie locken die Menschen durch ihre Schönheit an, umfassen sie dann mit ihren zarten Beinen und saugen mit ihren Saugrüsseln aus den Menschen alle Substanz, sodass nur Staub übrigbleibt. Doch diese merken es gar nicht. Manche merken es, wenn sie schon umklammert sind. Andere schon früher, doch sie haben keine Möglichkeit mehr auszuweichen. Unablässig werden sie durch die Nachdrängenden vorwärts geschoben, ihrem Zerfall entgegen.

Viele sind schon zerfallen; auch die Tochter aus dem gegenüberliegenden Haus. Als die Falter gekommen waren, hatte sie sie durch das Fenster erblickt. Eilig war sie auf die Straße gelaufen. So prächtig, so wunderbar waren ihr die Falter erschienen, sie musste ganz nah kommen, und ein glückliches Kinderlachen erfüllte noch ihre Brust, als sie schon unerbittlich umklammert war. Ihre Mutter hatte nicht einmal versucht, sie zurück-

zuhalten. Hatte sie doch selbst, begeistert von diesen lieblichen Geschöpfen – wie sie sie nannte – alles stehen- und liegengelassen, um die Falter aus der Nähe zu bewundern. Alte und Junge erlagen in gleicher Weise dem Reiz. Die Frau aus demselben Stockwerk sah das Schicksal all derer, die den Faltern zu nah gekommen waren. Mit diesem Wissen glaubte sie sich gewappnet und fühlte sich daraus über alle und alles erhaben – über die Unwissenden und über die Gefahr. Sie glaubte sich sicher und ging von Neugier beseelt auf die Straße. Doch dort verringerte sich der Abstand zu den Faltern immer mehr; sie dachte aber, dass sie noch nicht in die Reichweite der Falter geraten sei. Bis sie dann doch hineingeriet, ohne dass sie es merkte; und ohne dass sie es merkte, wurde sie erfasst und erlitt dasselbe Schicksal wie die Unwissenden.

Langsam erstarb das Leben auf der Straße. Dennoch kamen weiter vereinzelt Frauen und Männer, die zwar gesehen hatten, was anderen geschehen war, doch nicht die nötigen Konsequenzen zogen. Schließlich waren nur noch die Männer im gegenüberliegenden Haus übriggeblieben. Alles war friedlich, nur das Tonband lief weiter; unausgesetzt dröhnte die Musik durch die Straße. Der eine der beiden Männer wurde dadurch verrückt. Er lief auf die Straße, um sich von den Faltern töten zu lassen, damit er die Musik nicht mehr hören müsse. Der andere merkte auch, dass er dies nicht mehr lang ertragen würde. So versuchte er unter äußerster Anstrengung, den Ursprung der Musik zu erreichen. Es gelang ihm auch, das Café zu erreichen, sah sich jedoch dort der Technik, der Automation gegenüber, die sich mit der Unkultur gegen den Menschen verbunden hatte. Unerbittlich trieb auch er dem Wahnsinn entgegen und auch er sah schließlich bei den Faltern eine

Erlösung. Von einem Falter erfasst wurde er in die Luft geschleudert und zerschmetterte dann auf der Straße inmitten von Staub, Staub, der Schönheit gesucht und mit dieser verbunden auch die Gefahr gefunden hatte.

Auf der menschenleeren Straße, die von der Musik eines Cafés erfüllt ist, sitzt ein Falter auf einem Totenschädel. Ab und zu klappt er seine Flügel auf und dann wieder zu. Beinahe liebkosend fährt er mit seinem Saugrüssel über den Schädel, als ob es eine Blume voller Nektar wäre. Dann saugt er und saugt so lang, bis der Schädel zerfällt und als Staub darauf wartet, von einem Windstoß hinweggefegt zu werden. Und die Falter klappen ihre Flügel auf und zu und schweben in einer einsamen Straße.

RÄDER DREHEN IM SAND

Der Clown bin ich. Zwar kein berühmter Clown, auch kein gewöhnlicher. Die Menschen, die mich sehen, lachen nicht. Doch immerhin bin ich ein Clown. Jeden Abend sitze ich im Sand der Manege. Jeden Abend vollführe ich dieselbe Nummer, jeden Abend; es ist, als ob ein Zwang mein Tun leitete. Jeden Abend vollziehe ich mit meinen Händen jene Griffe, die mich zum Clown machen.

Das Gesicht dick weiß beschmiert, die Lippen herabgezogen, rot; über die Nase ein blauer Papiermaché-Quader gestülpt, dann noch die Perücke mit der Glatze und dem Haarkränzchen. Zuletzt male ich mir die traurig-melancholischen Augen ins Gesicht. Die zu lange Hose, die mir weit um die Beine schlenkert, habe ich schon angezogen, auch die Weste, die mir zwar zu eng, die jedoch bunt ist; es fehlt nur noch der große, großkarierte Rock.

Doch niemand lacht, wenn ich ins Licht der Scheinwerfer stolpere, zwei Gerüste hinter mir herschleifend. Auch nicht, wenn ich meine täppischen Verbeugungen mache. Kein Geräusch dringt zu mir, als ob niemand da wäre; es ist auch möglich, dass die Zuschauer weit entfernt sind. Doch eben hörte ich den verklingenden Applaus für die vorhergehende Nummer. Keine Musik begleitet meine Darbietung, sie ist nicht nötig.

Es ist kalt um mich herum, sehr kalt. Es ist keine Kälte, die sich mit Winterstürmen verbindet. Es ist eine Kälte, gegen die es keine Wärme gibt. Ob den Menschen um mich die Kälte bewusst ist?

Ich sitze im Sand mit meinen beiden Gerüsten. Eigentlich sind es gar keine Gerüste, das heißt, würde

man sie Gerüste nennen, würde man ihnen einen Namen geben, den sie gar nicht verdienen. Es sind Stangen, Metallstangen, so verbunden, dass man auf der Spitze ein Zahnrad, das dort auf einer Achse angebracht ist, mit einer Kurbel drehen kann. Zwei derartige Gestänge stehen vor mir. Und ich sitze unter einem erdfarbenen Firmament, unter einem weitgespannten Baldachin, stumpf, absonderlich. Er erweckt keinen Gedanken des Aufgebautseins, wie man erwarten würde, er erweckt nur ein Empfinden des Da-Seins, nur ein Empfinden des Visuellen.

Das Licht ist keine Helligkeit, sondern Fehlen von Dunkelheit. Es strahlt nicht aus irgendwelchen Scheinwerfern, das ganze Gewölbe scheint Licht, und doch ist nicht über allem unter dem Gewölbe Licht.

Da sitze ich nun und beginne meine Nummer: Ich ziehe eines der Gestänge an mich heran und drehe mit einer Hand die Kurbel und damit das Zahnrad. Ich drehe es; es dreht sich einsam und verloren in der Leere. Ich drehe es; es dreht sich eintönig mit konstanter Geschwindigkeit. Die Bewegung ist nutzlos, doch hindert dies nicht die Tätigkeit.

Der Sinn ist Unsinn. Doch dieser unbeabsichtigte Umstand kommt mir zustatten, denn was wird von mir, dem Clown, anderes erwartet. Nach einiger Zeit ziehe ich auch das zweite Gestänge an mich heran und drehe mit der andern Hand die Kurbel und damit das Zahnrad. Ich drehe es; es dreht sich einsam und verloren in der Leere. Ich drehe es; es dreht sich eintönig mit konstanter Geschwindigkeit. Die Bewegung ist nutzlos, doch hindert dies nicht die Tätigkeit.

Ich drehe die beiden Zahnräder und schiebe nach einer Weile mit meinen Beinen die Gestänge einander näher. Dies ist keine akrobatische Glanznummer, es ist auch

nicht dazu angetan, die Zuschauer lachen zu machen. Diese würden – falls sie mir überhaupt zusehen – es lieber sehen, wenn ich auf eine Hupe stiege und erschreckte oder in eine Papierschlange bliese und mich dann in sie verwickelte. Doch ich schiebe die beiden Gestänge einander entgegen, bis die Zähne ihrer Räder ineinandergreifen. Ihre zweifache Tätigkeit wird zu einer einfachen. Das zweite Zahnrad hatte ich etwas schneller gedreht. So drehte ich es jetzt etwas langsamer, und das erste etwas schneller, bis ich sie in ihrer Bewegung vollkommen anzupassen versucht habe.

Ich weiß zwar, dass die beiden Zahnräder die gleiche Anzahl von Zähnen haben, doch ich habe nachgemessen und gesehen, dass sie nicht gleich groß sind. Sie passen nicht exakt ineinander. Die Differenz ist nicht groß, doch es besteht eine Differenz, und ich trachte, sie zu überbrücken. Vielleicht sehe ich einen Sinn darin, die Räder einander anzupassen. Es erscheint mir nicht mehr nutzlos, wenn ich das eine für das andere drehe und das andere für das eine. Doch ich kann meine Hände nicht so bewegen, dass sie gleichzeitig das Gleiche tun. So sehr ich mich auch jeden Abend bemühe, ich kann meine Hände nicht zu einem Tun zusammenbringen.

Und indem ich die Zahnräder einige Zeit drehe, bleibt auch ihre geringe Differenz nicht ohne Belang. Durch den Umstand, dass sie nicht exakt ineinanderverschmitten, nützen sie sich gegenseitig ab, die Reibung zwischen ihnen wird größer, sie laufen heiß, sie werden brüchig. Sie nähern sich dem Zustand, in dem sie auseinanderbrechen. Zerborsten fallen sie zu Boden.

Jeden Abend zerbrechen meine Räder, die nie gleich sind. Jeden Abend muss ich lachen und den Schein erwecken, dass dies das beabsichtigte Ziel meiner Vorführung gewesen sei. Beifallheischend blicke ich um

mich. Keine Anerkennung meiner Leistung. Weit entfernt Köpfe, Köpfe mit Augen, mit Brillen und ohne Brillen. Wieder mache ich meine Verbeugung. Mit gurgelndem Lachen stolpere ich noch einmal durch den Sand, dann eile ich aus der Manege, die beiden Gestänge ohne Zahnräder hinter mir herschleifend.

Und schon spielt das Orchester den Tusch für die nächste Nummer.

Nachweis der in diesem Band gesammelten Erzählungen:

- Wege ohne Ziel (1959)
Die Falter (1960)
Räder drehen im Sand (1961) in: Neues Österreich 1964
Das Messer (1965)
Der Sturz (1966)
Der Abschied (1966)
Weiter (1966)
Heimkehr (1967)
Mit Schlagobers (1981) in: Volksstimme 1981 unter dem
Pseudonym Rupert Rabe
Totnschaun (1984) in: Mühlviertler Heimatblätter 4/1984
Der Fremdarbeiter (1988)
Der lautlose Stollen (1992) in: Facetten '94. Linz 1994 und in:
Geschichten aus der Arbeitswelt 5. Wien 1997
Der Judenfreund (1994) in: Zwischenbilanz. 10 Jahre Linzer
Frühling. Grünbach 1995 (Auszug) und in: Das ›Eigene‹
und das ›Fremde‹. Linkes Wort am Volksstimmefest '98.
Wien 1998
Mêze (1995)
Bewegung (1996)
Die Frage (1998)
Die Entsprechung (1999) in: Verkehrte Welt. Linkes Wort am
Volksstimmefest '99. Wien 1999

HELMUT RIZY wurde am 4. Oktober 1943 in Linz, Oberösterreich geboren. Die Kindheit verbrachte er in Leonfelden im Mühlviertel, wo er auch in die Volksschule ging. Er besuchte das Realgymnasium Khevenhüllerstraße in Linz. Nach der Matura übersiedelte er zum Studium der Germanistik und Philosophie nach Wien. 1963 begann er als Journalist zu arbeiten (Oberösterreichische Nachrichten, Neues Österreich). 1965 bis 1968 hielt er sich in Israel im Kibbuz Sde Nehemia auf. Danach arbeitete er wieder als Redakteur in Wien (Neue Zeitung, Volksstimme, Weg und Ziel) in mehreren Ressorts (Ausland, Gewerkschaft, Kultur). Über mehrere Jahre organisierte er die Lesungen ›Linkes Wort am Volksstimmefest‹ und fungierte als Herausgeber der damit verbundenen Publikationen. Er lebt derzeit als Schriftsteller und freier Journalist in Wien und Bad Leonfelden.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien